



**ELENA
PONIATOWSKA**

TINISSIMA

**Die Romanbiografie
der unvergleichlichen
TINA MODOTTI**

Insel

insel taschenbuch 4908
Elena Poniatowska
Tinissima



ELENA PONIATOWSKA
TINISSIMA

**Die Romanbiographie
der unvergleichlichen
Tina Modotti**

Aus dem Spanischen von
Christiane Barckhausen-Canale

Mit zahlreichen Fotografien

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien 1992 bei
Ediciones Era, Mexiko, unter dem Titel *Tinísima*.
Der Übersetzung liegt die von der Autorin 1995 in
Zusammenarbeit mit der amerikanischen und der deutschen
Übersetzerin erarbeitete Fassung zugrunde.

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.



Erste Auflage 2022
insel taschenbuch 4908
Insel Verlag Anton Kippenberg
GmbH & Co. KG, Berlin, 2022
© Elena Poniatowska, c/o Schavelzon Graham
Agencia Literaria, www.schavelzongraham.com
© der deutschsprachigen Ausgabe:
1996, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Erstveröffentlichung Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke,
Naumann, Thoben, Köln
Umschlagabbildung: Tina Modotti, um 1921,
Foto: akg-images, Berlin
Druck: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-68208-0

www.insel-verlag.de

Für Paula Amor, meine Mutter



Julio Antonio Mella.
Fotografie von Tina Modotti. 1928

MEXIKO-STADT, 10. JANUAR 1929

Da ist auch schon sein Lächeln unter der breiten Hutkrempe. Mit vier weit ausholenden Schritten durchquert er das Telegrafenamt. Tina fällt ein Stein vom Herzen.

»Wie war's, Julio?«

»Gut. Hast du das Telegramm aufgegeben?«

»Ja, Julio. Aber was hat er gesagt?«

»Laß uns gehen.«

»Worüber habt ihr gesprochen?«

»Ich erzähle es dir zuhause.«

»Nun sag schon.«

»Also gut, zwei kubanische Killer sind nach Mexiko gekommen. Magriñá hat mich gewarnt; sie sind hinter mir her.«

Wieder dieser schmerzhaft Druck in Tinas Brust. Julio Antonio legt ihr den linken Arm um die Schulter und zieht sie an sich. Draußen treibt die Kälte sie vorwärts.

»Sieh mal, Tinissima, für diesen Arsch, der Kuba regiert, bin ich hier gefährlicher als in Havanna«, versucht er zu scherzen. Für zwei Schritte, die er macht, braucht Tina vier.

Sie überqueren die Calle Balderas. Was für eine leere Stadt ist Mexiko, was für eine Einöde! Sobald die acht Glockenschläge der Kathedrale ertönen, legen die anderthalb Millionen Einwohner die Riegel vor und verschanzen sich in ihren Wohnungen. Keine Menschenseele auf der Avenida Independencia; selbst das Marineblau der Gendarmen ist schlafen gegangen.

»Nehmen wir die Calle Morelos, Julio. Die ist breiter, nicht so dunkel.«

Julio umfaßt ihre Taille unter der schwarzen Jacke. Am liebsten würde Tina in ihn hineinkriechen und völlig mit ihm verschmelzen. »Nur noch ein paar Schritte«, denkt sie, »wir sind fast da.« Beim Einbiegen in die Calle Abraham González läßt ein Knall, eine Feuergarbe, sie erstarren. Eine weitere Detonation, fast zeitgleich. Tina spürt, daß Julio ihren Arm losgelassen hat. »Julio, Julio.« In ihrem Rücken entfernt sich ein Schatten. Julio. Da ist er, vor ihr; er macht drei Schritte, dann noch einen, dann bricht er zusammen. Während sie zu ihm läuft, schreit sie aus voller Kehle. Hilfe, Hilfe, Julio, Hilfe. Ein Auto, helft doch, bitte, einen Arzt, habt doch Erbarmen. Das einzig Wirkliche in der Straße sind der Schießpulvergeruch an ihrem verbrannten Jackenärmel und Julios Kopf in ihren Armen.

»Pepe Magriñá steckt dahinter«, stammelt er. Julio, der am Verbluten ist, nimmt seine letzte Kraft zusammen: »Ich sterbe für die Revolution.«

»Nein, Julio, du kommst durch, Julio, glaub mir.« Sie küßt seine Stirn.

Ihre Knie sind klatschnaß von Blut; Julio ist federleicht. Er geht von ihr, ist schon fast nicht mehr da.

»Schnell, Señor, ein Auto, bitte! Er muß ins Krankenhaus!«

Sie ist nicht mehr allein. Aus der Dunkelheit, die sie umgibt, sind Blicke auf sie gerichtet.

»Mein Liebster.«

Tina küßt ihn immer wieder, liebkost seine Stirn, sein Haar.

»Señor, sein Hut ist heruntergefallen, der da. Geben Sie ihn mir, bitte.«

Beim Roten Kreuz lehnen sich die Angehörigen der Patienten nicht auf; demütig liegen sie dichtgedrängt auf dem Boden und schicken sich in den Willen Gottes. Die schlimme Nachricht über Julio fegt wie ein Januarwind durch die Stadtviertel. Die ersten Genossen von der Kommunistischen Partei treffen ein.

Zur Angst gesellt sich Kälte, und Tina hört nicht auf zu zittern. Enea Sormenti beruhigt sie mit leichten Schlägen auf den Arm und redet in der Sprache ihrer Kindheit auf sie ein. Na, na, zarte Liebkosungen, bis Tina nachgibt und den Kopf an seine Schulter legt. Sie spürt, daß die Tränen ihr den Hals hinunterlaufen, daß ihr Haar in Unordnung geraten ist und daß sie friert.

»Wir können nichts anderes tun, Tina, aspettiamo.«

Doktor Díaz Infante kommt aus dem Operationsaal.
»Technisch gesehen war die Operation erfolgreich. Wir haben die Schußverletzung mit sieben Stichen genäht. Die Kugel ging vom Brustkorb durch den Magenbereich bis in die Bauchhöhle. Ein weiteres Geschloß drang ihm in den Arm. Das hat weniger Schaden angerichtet.«

»Hat er etwas gesagt?«

»Nein. Bei der Einlieferung war er bewußtlos . . . Um die Wahrheit zu sagen, es gibt sehr wenig Hoffnung. Die Tatsache, daß er Sportler ist . . . vielleicht, mit Gottes Hilfe . . .«

Angesichts dieser winzigen Hoffnung wird Tina vom Weinen geschüttelt. Er soll leben, betet sie, selbst wenn ich ihn nie wiedersehe, er soll leben. Ein weiterer Chirurg tritt aus der Tür mit den Milchglasscheiben, und als ihre Blicke sich treffen, errät sie seine Worte.

Es ist fast zwei Uhr morgens. Die Freunde umringen sie, umarmen einander. Luz Ardizana weicht nicht von Tinas Seite. Sormenti nimmt den schwarzen Filzhut ab, der dem von Julio so ähnlich ist, und sagt feierlich:

»Devi essere forte d'ora in avanti.«

»Kann ich ihn mitnehmen, Doktor?«

»Tut mir leid, Señora, aber das ist gegen die Vorschriften.«

»Oh Dio«, Tina ballt die Fäuste. »Ich möchte ihn wenigstens sehen.«

»Sie müssen warten, bis man ihn zur Autopsie ins Juárez-Krankenhaus bringt. Dort können Sie ihn sich dann geben lassen.«

»Ich bin seine Frau«, lügt Tina, »und ich bestehe darauf, ihn sofort zu sehen.«

Der Arzt schickt sich an zu gehen.

»Sprechen Sie mit den Leichenträgern, wenn er ins Juárez-Krankenhaus gebracht wird. Haben Sie ein Laken mitgebracht?«

Ein Laken? Wer geht schon durch die Straßen mit einem Laken, um darin einen Toten einzuwickeln? Jemand bietet an, heimzugehen und eines zu holen. Nein, er wohnt zu weit weg. Ein anderer hat es näher. Wie spät ist es? Vergewissere dich, daß dir niemand folgt. Vielleicht ist es besser, ein neues zu kaufen. Nein, es ist alles geschlossen. Furcht liegt in der Luft. Möglicherweise werden wir alle verfolgt... Wenn Julio so etwas zugestoßen ist... Lassen wir uns lieber nicht auf der Straße sehen. Vielleicht könnten wir uns hier eines leihen und es später zurückgeben.

Der Kommissar und sein Mitarbeiter kommen mit gro-

ßen Kladden unter dem Arm vom Ende des Ganges auf sie zu. Als sie Tina gegenüberstehen, behalten sie ihre Hüte auf. Sie haben mit dem Tatopfer nichts zu tun, schon gar nicht mit dessen Hinterbliebenen. Wie bei einer Versteigerung verliert der Kommissar die Liste:

Eine schwarze Hose
Eine schwarze Jacke
Dunkelviolette Unterwäsche
Ein Hemd
Ein kaffeebrauner Pullover
Ein Paar Hosenträger
Ein mausfarbener Mantel
Ein schwarzer Gürtel
Ein rotes Notizbuch mit Bleistift
Eine Zeitung: *El Machete*

»Notieren Sie«, sagt er zu seinem Assistenten. »Bei der Untersuchung der Kleidung des Verstorbenen fand man ein deutliches Einschußloch im Rücken des mausgrauen, aus gewöhnlichem Stoff gefertigten Mantels; ein ebensolches im Rücken der schwarzen Kaschmirjacke und im hinteren Teil des Kammgarnpullovers, des Hemdes und des dunkelvioletten Unterhemdes...«

Er nimmt jedes Stück in die Hand und tastet es ab. Bei der Aufzählung steckt er seinen kleinen Finger in jedes Loch und wirft das Kleidungsstück achtlos auf den Schreibtisch.

»Das Austrittsloch des Geschosses befindet sich in der Unterwäsche und im Hemd, nicht aber im Pullover, in der Jacke und im Mantel. Das deutet darauf hin, daß das Geschloß, nachdem es den Körper durchquert hat, im Gewebe des Pullovers steckengeblieben ist und dann, als man den Verletzten hochgehoben hat, herausgefallen sein muß...«

»Geben Sie mir nun seine Kleidung?« bittet Tina.

»Wer sind Sie denn?«

»Ich bin seine Genossin, seine Lebensgefährtin. Kann ich seine Kleider mitnehmen?«

»Das können Sie nicht. Aber wir haben ein paar Fragen an Sie. Ich rate Ihnen, sich die Antworten sehr genau zu überlegen; alles, was Sie sagen, kann gegen Sie verwendet werden. Erkennen Sie in diesem Notizbuch die Handschrift Ihres Mannes oder Genossen?«

»Ja.«

»Da steht nichts drin, nur dieser hingekritzelte Name und diese Nummer. Wissen Sie, wer Magriñá ist?«

»Ja. Das hier ist seine Telefonnummer.«

»Wo ist die Waffe?«

»Welche Waffe?«

»Die, mit der Ihr Mann oder Genosse getötet wurde.«

»Woher soll ich das wissen?«

»Haben Sie das Geschloß, das ihn getötet hat, aufgehoben?«

»Was? Daran habe ich nicht gedacht. Ich habe nach seinem Hut gesucht, er hat ihn gebraucht.«

»Seine Leiche wird dem Gerichtsmedizinischen Dienst des Juárez-Krankenhauses überstellt.«

»Ich möchte ein Foto von Julio machen. Meine Kamera. Jemand soll sie herbringen. Luz, kannst du sie aus meiner Wohnung holen? Du hast doch die Schlüssel.«

Verwegen war Mella von klein auf, schon damals, als seine Kinderfrau Longina Hand in Hand mit ihm auf Havannas Uferpromenade spazierenging. »Man fürchtet nur, was man nicht versteht«, sagte sie, »was du dir vornimmst, das schaffst du auch.« Eines Nachmittags stieg sie eine kleine Anhöhe hinauf. Er blieb zitternd unten stehen. »Du schaffst es, komm rauf, Kleiner.« Auf allen vieren, brüllend vor Wut, kletterte der Junge nach oben. Manchmal rutschte er aus, und die herabrollenden Steinchen zeigten ihm, daß er abstürzen konnte. Oben streckte Longina die Hand nach ihm aus. Als er, kriechend wie ein Wurm, bei

ihr ankam, weinte er vor Glück, und Longina küßte seine nassen Wangen. Nie vergaß Julio Antonio die Lektion. So lernte er mit fünf Jahren schwimmen und wurde später Landesmeister im Rudern.

In den heimischen vier Wänden war Longinas Stimme das einzig Lebendige. Im Salon, dessen Vorhänge zugezogen waren, damit die Sonne nicht hereinschien, saß abwartend seine Mutter Cecilia. Unablässig starrte sie durch das Fenster auf ein Meer, das nichts mit dem grauen Ozean gemein hatte, der schwer gegen die Küste Irlands schlug. Wenn sie ausging, schützte sie ihr lockiges Haar mit einem Sonnenschirm und einem breitrempigen Strohhut vor der Tropenhitze. Sie haßte Kubas Sonne und gab ihr die Schuld an ihren schrecklichen Migräneanfällen. Ihretwegen schloß sie sich abwartend ein. In ihrem hellen Kleid, die Handarbeit auf dem Schoß, betrachtete sie ihre Söhne Julio Antonio und Cecilio, ohne sie wirklich zu sehen. Sie sprach fast nur englisch mit ihnen, oder sie sprach überhaupt nicht. Sie wartete wütend ab. Ihr passiver Widerstand steckte das ganze Haus an. Dieses Haus war eine Zeitbombe; die Mutter der Zünder. Wenn die zu ihren Füßen hockenden Kinder – vor allem Julio Antonio – unruhig wurden, sagte sie in ihrem schlechten Spanisch: »Geht zu eurer *Lenkerin*.« Manchmal, gegen sechs Uhr nachmittags, wenn die Sonne nachließ, kam Nicanor Mella zu Besuch. Longina servierte Tee oder Orangensaft, und Mella küßte seine Söhne. Dann verordnete Cecilia ihnen einen Spaziergang, und das Letzte, was Julio sah, war die höfliche Verbeugung seines Vaters, der sich erkundigte:

»How are you today, Cecily?«

»Not well«, erwiderte sie grollend.

»Can I do anything about it?«

»It's up to you.« Ihre Stimme klang jetzt verletzend.

Obwohl er die Worte nicht verstand, sollte sich der Zorn der Mutter tief in sein Gedächtnis eingraben. Und sein Leben lang sollte er Frauen meiden, die sich unwohl

fühlten: in zarte Tücher gehüllte, hysterische Wesen, die ihre schlohweißen Beine von sich streckten wie die winzigen Zeiger einer Uhr, mit der sie die Langeweile maßen – stets in Erwartung eines fremden Tickens.

4. I. 1923

Die Studenten der Universität von Havanna eilten die lange Freitreppe hinauf. Angetan mit Drillichanzügen, zu-knöpfbaren Westen und sauber geknoteten Krawatten, hielten sie auf dem Universitätshügel inne wie Schaufensterpuppen vor einem unsichtbaren Fotografen: einen Fuß auf der Stufe, den Arm mit dem Strohhut ausgestreckt wie zum Gruß, einer leuchtenden Zukunft zulächelnd, die sie in den Straßen Havannas erwartete. Auf dem Hügel bildete sich ein Kreis um Julio Antonio Mella; die einen bahn-ten sich mit den Ellenbogen den Weg, um ihm näher zu sein oder ihn zumindest hören zu können; andere – sehr wenige – gingen weiter.

»Wollen wir zulassen, daß Konsul Crowder die Ehrendoktorwürde erhält? Das ist eine Beleidigung für unser Vaterland.«

Mellas lockiges Haar war nicht zu bändigen; der Anzug, der besser geschnitten war als die seiner Kameraden, saß von den Schultern bis zu den langen Beinen tadellos, und aus den Manschetten des Seidenhemdes ragten seine Hände heraus wie zwei Flammen.

»Die Washingtoner Regierung hat aus unserer Insel eine Kolonie gemacht. Und da wollen wir ihren Konsul auch noch würdigen!«

»Sprechen wir mit dem Rektor, Kleiner!«

»Was heißt hier Rektor!« schrie Mella. »Zum Präsidenten der Republik muß man gehen. Wie ist es möglich, daß unsere Universität einwilligt, einem West-Point-General das Beste zu geben, was wir besitzen? Dies allein entehrt uns, es enteehrt uns! Wir müssen es verhindern!« Mella schrie sich heiser.

Er versetzte seine Zuhörer in Entzücken. Die betagten Professoren sahen einander an. Wer war dieser Bursche, der die Yankees so vehement ablehnte? »Mit Mella muß man vorsichtig sein.« »Ein Fanatiker der Oktoberrevolution. Wir sind Tausende von Meilen von den Russen entfernt, und niemand weiß genau, was dort los ist, aber der da redet pausenlos vom Sieg des Proletariats.« »Er kennt Martí. Er zitiert ihn korrekt.« »Er studiert nicht. Er macht nur Politik.« »Ein Provokateur. Ich weiß nicht, woher er seinen Haß auf die Amerikaner hat, sein Vater ist ein unbescholtener Schneider, und zwar der wohlhabendste von ganz Havanna.« »Er ist ein Fanatiker, jeder Fanatismus ist abartig.«

Der schlitzäugige, Chinese Zayas genannte Präsident ließ sich herbei, eine Abordnung von fünfzehn Studenten zu empfangen. Als sie vor ihm standen, blieben sie stumm. Mella brach das Schweigen, forderte das Recht auf aktive Beteiligung an der Universitätsleitung und zog über die verkalkten Professoren her. »In den Anatomielabors gibt es noch nicht einmal Formalin.« In der Universität hätten sich leeres Geschwätz, Routine und Korruption eingenistet, genau wie im ganzen Land. Und noch dazu schenke man Crowder, einem General, jetzt den Doktorgrad.

Der völlig überrumpelte Zayas erwiderte, er werde den Rektor und den Bildungsminister zu sich bestellen. Damit verabschiedete er sie.

Erst gestern hatte Earl Crowder, dieser Fuchs, zu ihm gesagt: »Ich frage mich, wie Sie sich ohne den Kredit von J. P. Morgan aus der Patsche ziehen wollen.« Es war Selbstmord, sich etwas so Mächtiges wie die Vereinigten Staaten zum Feind zu machen. Idioten! Wollten ihm diese Jüngelchen, die noch grün hinter den Ohren waren, beibringen, wie man das Land regierte?

Mella war achtzehn Jahre alt. Als der Chinese Zayas seine feurigen Augen sah, wurde ihm klar, daß er sich noch nach Jahren seiner erinnern würde. Das Bild verursachte

ihm schlaflose Nächte. »Er gleicht einem Scheiterhaufen«, sagte er sich. »Ihm macht es nichts aus, das eigene Leben zu verbrennen.«

Dreimal in der Woche hielt Rubén Martínez Villena ein Marxismus-Seminar ab, bei dem er nicht nur von Lenin und Martí sprach, sondern sie zur Rede stellte: »Sagt mir mal, was ihr ohne Kuba seid! Was wollt ihr mit eurem Leben anfangen?« Unter den Zuhörern befanden sich Julio, Sarah und Olivín.

Julio verspürte eine enorme Sympathie für Sarah Pascual, weil sie nie krank war und sich jederzeit erbot, Flugblätter zur Druckerei zu bringen oder Unterschriften für irgendeine Protestnote zu sammeln. Olivín Zaldívar war ebenfalls eine Kämpferin; es gefiel Julio, wie sie sich mit den Professoren anlegte. Sie war ganz und gar nicht zurückhaltend; sie duftete nach Honig, Säften, Parfüm und Essenzen. Auch ihre Stimme war köstlich; sie tröpfelte dahin, und man mußte sie auflecken. Sie war unbesonnen und den anderen immer etwas voraus; sie trug als erste einen Bubikopf und war immer hübsch anzusehen mit dem runden Gesicht, den Grübchen in den Wangen und dem kurzen, schwarzen Haar.

Sarah Pascual verschlang Julio mit den Blicken; das Leben bestand für sie aus erregten, flammenden Meetings anstelle von Vorlesungen der Professoren, deren Entlassung Mella forderte. Wäre sie nicht so scheu gewesen, hätte sie ausrufen mögen: »Julio ist meine Alma mater!«

Sarah begeisterte sich für Mellas Ansichten, aber das letzte Wort hatte Rubén Martínez Villena. Er kannte das Gesetz gründlich, wußte, was man tun durfte, kalkulierte die Reaktion der Regierung ein und sah die Konsequenzen voraus: »Sie werden keine Nachsicht üben.«

Nachdem er Sarah zur Straßenbahn begleitet hatte, saß Julio bis um drei Uhr früh im Arbeiterzentrum und lauschte Alfredo López, dem weißgekleideten Drucker, der

zwischen Setzmaschinen und Umbruchtischen wie ein General wirkte, der eine Schlacht befehligte. ›Was für ein großartiger Strategie‹, dachte Julio, ›diese Werkstatt ist die beste Schule, und Alfredo López ist der Lehrer, den ich mir immer erhofft habe.‹

Schulter an Schulter mit Alfredo López und Rubén Martínez Villena ging er heim.

»Im Kampf gegen die Yankees muß die Arbeiterschaft die führende Klasse sein«, sagte Rubén.

»Und die Studenten?«

»Studenten können keine Klasse sein, Julio. Sie sind ein Zwischending. Ich bin kein Student mehr, und in zwei Jahren wirst auch du keiner mehr sein.«

Alfredo López begeisterte sich für Mellas Idee: eine Universität für die Arbeiter.

»Der Arbeiterverband wird dich vollauf unterstützen.«

Als die *Italia* in Havanna vor Anker ging, konnte man sehen, wie sich die Schwarzhemden auf dem Vorderdeck und auf der Brücke zu schaffen machten.

»Schwarzhemden raus aus Kuba! Nieder mit Mussolini! Tod dem Faschismus!« schrie Julio Antonio ihnen zu.

Cecilio warnte den Bruder:

»Unser Vater ist wütend.«

Julio hatte Olivín Zaldívar geheiratet, und Sarah tat es in der Seele weh, weil Olivín überhaupt nicht verdiente, daß Julio sie liebte. Während sie selbst einen doppelten Arbeitstag hatte, pflegte Olivín die Grübchen in ihrem hübschen Gesicht und war ganz und gar dagegen, daß ihre rundliche Person hinter einem Ideal zurücktrat. Wie viele Nächte hatte Sarah am Vervielfältigungsapparat verbracht und Olivín im Kino! Olivín hatte sich als Person durchgesetzt, und es überraschte Sarah, daß Julio ihre Launen und Neigungen, die ihn den anderen entfremden würden, ak-

zeptierte. Julio hat sich von einem Arsch verzaubern lassen, hörte Sarah sagen.

Machado löste Zayas im Präsidentenamt ab. »Gefängnis, Prügel und Gewalt lassen unsern Mella kalt«, riefen die Jungen im Chor. Olivín brachte, nach einem ersten, tot geborenen Jungen, Natascha zur Welt.

Mellas Ruf drang bis in die Provinz; es gab kein Aufkeimen von Unzufriedenheit, an dem er unbeteiligt war. »Er steckt hinter jeder regierungsfeindlichen Handlung.« »Der Bastard.« »Sein Vater kommt aus Santo Domingo.« »Siehst du, dieser Provokateur ist noch nicht mal Kubaner.« Die Polizei ließ an verschiedenen Stellen Havannas Sprengkörper hochgehen, um den Kommunisten die Schuld zuzuschreiben. Machado befahl, Mella im Zellen-trakt Nr. 5 des Gefängnisses von Havanna einzusperren, zusammen mit Alfredo López, Sandalio Junco, Antonio Penichet, Alejandro Barreiro, Carlos Baliño und noch vier- unddreißig anderen.

»Mella hat beschlossen, nichts mehr zu essen, bis wir freigelassen werden.«

Alfredo López ging mit einigen anderen zu ihm hinüber in seine Zelle, um ihn davon zu überzeugen, daß so etwas zwecklos war. Aber Mella blieb fest.

»Seht mal, Genossen, Machados Trick besteht doch darin, die Wochen verstreichen zu lassen, damit die Leute uns vergessen. Wenn ich aber in den Hungerstreik trete, wird das im Volk eine Protestbewegung hervorrufen. Ich werde fasten, bis ich Machado gezwungen habe, uns freizulassen.«

Die Frauen der Partei hätten sich gern an Julios Pritsche abgewechselt, um ihn zu pflegen; nur Sarah Pascual ging nicht ins Gefängnis. Allein bei dem Gedanken, ihn zu besuchen, war ihr, als presse ihr eine Hand die Eingeweide zusammen. Ihre Gesten waren noch dieselben wie früher;

sie trug noch immer die alten Schuhe und kam mit ihrem weißen Kleid und ihrem linierten Heft zu den Kundgebungen, aber innerlich hatte sie sich verändert. Irgend etwas war zerbrochen, hatte ihr Leben fürchterlich verändert. Es war ihr unerträglich, auf den Titelseiten das Foto eines abgemagerten, bärtigen Mella zu sehen. Sein physischer Verfall war offenkundig; jeden Morgen erwachte er kraftloser, seine Ruderer-Muskulatur schwand zusehends dahin. Nach zehn Tagen ließ ihn sein Arzt ins Krankenhaus verlegen und schickte ein Telegramm an die Kommunistische Partei: »Wenn der Hungerstreik nicht innerhalb von vierundzwanzig Stunden beendet wird, stirbt Mella. Entweder nimmt man seinen Tod in Kauf, oder man läßt ihn zwangsweise ernähren.«

Mellas Beharrlichkeit hatte die Bevölkerung gegen das Regime aufgebracht. Der Skandal erfaßte bereits das ganze Land. In einer Plenarsitzung gab das Kabinett Machado den Rat, den Aufrührer freizulassen, und am nächsten Tag ordnete der Richter gegen eine Kautions von eintausend Pesos seine Entlassung an.

Der Arzt Gustavo Aldereguía begleitete ihn zum kleinen Bahnhof von Aguadulce, zum Zug nach Cienfuegos. Auf dem Bahnsteig umarmten sie sich. Vom Trittbrett herab rief Julio ihm zu: »Auf Wiedersehen im freien Kuba!«

An der Mole wartete der Frachter *Cumanayagua* von der Weißen Flotte, der Schifffahrtslinie der United Fruit. Mella zeigte seinen auf den Namen Juan López ausgestellten Paß. Der Kapitän, der eingeweiht worden war, sperrte ihn in eine Kajüte, bis sie das offene Meer erreicht hatten. Als er ihm aufschloß, hörte der Kapitän das Hämmern einer Schreibmaschine. Während der gesamten Überfahrt hörte Julio nicht auf, zu schreiben und zu lesen.

Tage später, nach einer langen Reise zur See und quer durch Guatemala, stieg Julio Antonio in Mexiko-Stadt,